




Was wir sehen wenn wir sehen:

Gedanken über Auge und Hand

Martha Burkart



Wenn die Haut hineinreicht in Mund, Augen, Ohren und Zunge, über alle anderen Sinne hinüber und in sie hinein: konvex über Fingerspitzen sich biegender, konkav in Mulden sich einschmiegender, über Gewebestrukturen sich legend und sie offenlegend; wenn die Haut sich wie ein Kleid über unser Äußeres zieht und eindringt in unser Inneres, sich schmiegt um alle Formen des Körpers – dann ist Berührung das wesentliche Element unserer Wahrnehmung und unserer Handlungen; dann kulminiert die taktile Wahrnehmung in den Fingerspitzen unserer Hände, die über andere Häute und Oberflächen streifen.

Es mag einen Grund haben, wieso man Cézanne unterstellt, er habe mit den Händen malen können – ein haptisches Malen, ein Malen ohne Abstand, ohne Differenz zwischen Mensch und Stoff, zwischen Haut und Leinwand. Nicht zurücktreten heißt unverfälscht wahrnehmen; dort wo die Differenzen zu mannigfaltig sind, dort verliert das Auge sein Primat – oder besser, es ändert sein visuelles Wahrnehmen in ein haptisches. Die Haut fängt an, doppelt zu begreifen, weil sie sich über greifende Hände legt.

Wie die Struktur des behauenen oder nicht behauenen Steins bei Rodin, eine unebene Ebene, eine Oberfläche aus Wellen, die auf- und abschwingen, ein Abstoßen und Anziehen. Im Licht tragen sich die Kerben und Verkantungen ab, die Haare, die wie Flaum über jeder Stelle liegen und sich aufrichten, wenn ein Windzug vorübergeht. Was wir spüren, wenn wir spüren, ist, dass wir spüren. Was wir aber sehen könnten, wenn wir sehen wollten, ist, dass wir nicht sehen. Der erste Schritt zur Blindheit ist gewaltsam erzwungen. Man sitzt in der Höhle und duelliert sich, oder man wird aus ihr herausgezogen und bekommt die Sonne gezeigt.

Heute, zu diesen Zeiten, sind wir sehend, weil uns die Hände fehlen. Beschränkt auf optische Reize, die haptischen vermissend, weil sich unser Körper als Maß begreift und nicht mehr vermisst, sich nicht mehr ins Verhältnis setzt. Nun sind wir blind.

Wie kann ich jetzt, wo ich nur sehen kann, etwas begreifen? Ein Kreis von nicht mal einem Meter umgibt mich, aber ich kann ihn immerwährend erweitern, indem ich die Beine zu Rate

ziehe. Was passiert mit der Welt, in der nichts greifbar ist, alles nicht in meinem zu greifenden Umfeld von nicht einmal einem Meter im Moment des Umsichfassens?

Der Kunst ging etwas verloren, als man deren Berührung verbot. Wie soll der Betrachtende ein Verhältnis zum Werk aufbauen, wenn er es nicht wie der Künstler oder die Künstlerin fühlt, sich das Fühlen nur erschließen kann durch seine Augen, sonst aber blind ist? Vielleicht beginnt die Kunst mit dem Moment des Verbots der Berührung. Dieses Verbot ist nun eingeschrieben in die Beziehung von Lernendem und Lehrendem. Der Blick distanzier sie. Was, wenn das Lernen gerade jetzt beginnt mit dem Moment des Verbots der Berührung? Wir müssen uns nicht an Distanziertheit gewöhnen, es gibt begehbare Kunstwerke, fühlbare Objekte, und es wird tastendes Lernen geben - das Taktile wird nicht verloren gehen. Was passiert mit der Welt? Sie zieht sich einen Moment in sich zurück. An dieser Fluchtstelle müssen wir den haptischen Wert begreifen.

Körperlichkeit liegt hinter der Macht des Blickes. Wir verlassen uns zu sehr auf unsere Augen, zu wenig auf unsere Hände. Der Blick ist desubjektiviert, angeglichen an wissenschaftliche Instrumente und Verfahren, auch wenn die Kamera einen subjektiven Bildausschnitt der Welt ermöglicht. Es gibt aber Dinge, die sind größer, als die Augen oder die Linse überblicken können. Galileo Galilei baute sich ein Fernrohr. Der Blick hindurch, der ihm mehr Sterne zeigen als das Auge zuvor auffassen konnte, zeigte ihm zugleich, dass es umso mehr Sterne geben musste, die er nicht sehen konnte. Das Fernrohr kann den Himmel niemals im Ganzen zeigen, niemals nah genug sein an dem, was wir das Ganze nennen, wo wir es ja nicht einmal überblicken können. Es geht immer weiter. Das immer bessere Fernrohr, das immer kleinere Mikroskop machen vor allem deutlich, dass es, obwohl man mehr sieht als zuvor, nochmal mehr gibt, das man nicht sieht.

Die Hand spricht für sich selbst. Sie hat mehr Worte als der Verstand, sie zeigt die Steine des Lebens und macht sie zu Sternen. Sie ist feingliedrig und autonom, beständig und beugbar; ein Liniengerüst aus Haut, das von unseren Genen bestimmt wird und das unsere Identität bildet. In sie wird unser ganzes Leben eintätowiert – ein flimmernder Teppich aus Brokat und Altpapier. Dort, wo jede Berührung anfängt, dort, wo alle Energie zusammenläuft, dort ist die Schwachstelle des Lebens, dort zeige ich mein persönlichstes Sichtbares, Geschichte und Lebenswelt, Befähigung und Naivität. Ein Berühren und Begreifen rührt und greift. Es ist ein Tasten nach Bekanntem, nach Gewusstem, nach Ungewusstem. Was die Hand schafft ist die Form. Was die Form ist? Das Alles Seiende unserer Welt. Entstand die Kunst dort, wo die Form über den Zweck gestellt wurde? Dort, wo die Form der Späne, die vom gerade entstehenden Werkzeug heruntergleiten, mehr zählt als das Werkzeug, also der Zweck, selbst? Die Welt bildet Formen. Der Mensch bildet die Welt durch Formen. Es ist die ästhetische Lust, die ihm von Beginn an eingeschrieben ist, es sind Variationsspielräume,

die ihm die Welt und die Formen bieten, es ist das dingliche oder nichtdingliche Produkt selbst, das entsteht oder nicht entsteht.¹ Und es ist die Performanz, mit der es entsteht oder nicht entsteht. Zum Kunstunterricht gehört das Formenbilden. Ohne Hand und Berührung keine Form.

Und plötzlich sagt man mir, die Pigmentierung meiner Iris – meine Regenbogenhaut – charakterisiere mich als Menschen mehr als meine Hand. Erneut wird das Auge der Hand seine Berechtigung nehmen.

Nun darf das Obst nicht mehr betastet werden. Ich denke an all die alten Damen mit ihren Seidenschals die unerlässlich jede Tomate begreifen, bevor sie sie in ihren Beutel gleiten oder sie bis zur Kasse in ihrer Hand verweilen lassen. Man könnte meinen, es läge an ihrer Blindheit, dass sich alles *con* ihrer Hände *zentriert*. Damit werden sie doch sehend. Das ist das Paradoxon. Die Frucht fühlt die Reife, sie zeigt sie nicht. Der schnelle Blick nimmt auf, nicht wahr.

Wenn Kinder etwas Neues auf dieser Welt erfassen, dann mit allen Sinnen. Ihre Hand arbeitet ihren Augen zu, wenn nicht vor. Sie tastet um sich, verschwindet zuweilen fast unbemerkt in einer Tasche, einer Tüte – schon sind die Tomaten weg. Ihre Hände testen aus und fassen auf. Habe ich nur das Bild vor Augen, das mir mein Wissen vorgibt? Kinder haben Lust an der Berührung, weil sie Entdeckung verspricht. Berührung schafft Sicherheit und Schutz gegenüber dem Berührten, generiert Wissen über das Berührte. Wenn Kinder noch nicht verstehen, wieso sie andere nicht mehr befassen dürfen, die Hand nicht mehr unbemerkt in die Tüte greifen darf, wohl aber verstehen, was ihnen verwehrt ist, weil es andere krank macht; wenn Erziehende und Nahestehende auf den Abstand bestehen, wenn sie an anderen vorbeischiendern; wenn Kinder keine Mimik mehr erkennen können außer die der eigenen Familie, das Lachen nur noch an den kleinen Fältchen um die Augen herum; wenn es keine Hände mehr gibt, die sie heben und tragen und fassen und halten – ich glaube beizeiten, sie werden zu Pflänzchen, diese Kinder, ganz fragil und sorglich. Nur leicht berührbar durch die Umwelt bilden sie zu wenige Triebe aus, als dass sie sich mit dieser verbinden können. Sie werden sich vielleicht noch mehr auf ihre Augen verlassen als wir. Wenn sie nun noch mehr zu Pflänzchen werden als wir es bereits sind, die wir in unserer Welt ja schon kaum einen Platz finden, der genug Sonne und Wasser bietet (die Menschen halten sich lieber Kakteen und lassen selbst diese am Fensterbrett sterben), wie muss sich dann die Pädagogik entscheiden, um ihnen gerecht zu werden? Gibt es dann mehr Kunst oder weniger?

Wo beginnt die Geschichte der Hand?

¹ Vgl.: Evolution, S. 388.

Verspricht die Schlange Eva nicht nichts weniger, als dass sie von ihrer Blindheit befreit würde?² Schon hier steht Wissen mit Sehen in Verbindung und der Weg zur Weisheit führt über die Handlung. Dass Aufklärung nicht gleichzusetzen ist mit Wohlgefallen und Glück, das spürt schon Adam, als er sich vor Gott versteckt.

Es gibt die Tat – es gibt die Folge. Die Folge ist in der Tat schon inbegriffen, sie ist nicht die Wirkung einer Ursache, kein Kausalzusammenhang auf verschiedenen Ebenen, sondern in der Tat begriffen, sozusagen die weitere Ebene einer Handlung, die sich unmittelbar und zwangsläufig vollzieht. Die Tat verdichtet sich. Im Samen ist die Frucht bereits enthalten, im Greifen nach der Frucht die Vertreibung aus der geschützten Welt. Und trotzdem ist genau diese Tat-Folge das Ziel, weil ich vielleicht den Umweg über die Indolenz gehen muss, um zum Wissen zu kommen, das nicht mehr bedeutet, als dass ich Leid vermeide und Glück erstrebe. Freud hat es sich leicht gemacht, mag man meinen, und doch hat er das Prinzip von Tat und Folge begriffen und den Menschen das Greifen gewährt.

Als sie von dem Baum essen (Tat), werden ihre Augen aufgetan (Folge) und sie erkennen ihre eigene Nacktheit. Adam und Eva sehen nun, dass sie nicht sahen. Und sie sehen sich als Mann und Frau: die Berührung folgt. Die Prokreation hängt an der Haut, nicht am Auge. Die Frucht ist die Initialzündung, der Ausgangspunkt des Fassens; die Hand beginnt dort, wo die Sünde beginnt (oder die Sünde ist der Hand bereits inne). Und wo die Sünde beginnt, beginnt das Wissen um die eigene Blindheit. Nicht durch ihre Augen gelangen Adam und Eva zur Erkenntnis, sondern durch die Hand.

Goethe äußerte sich so: „Man sagt, Democrit habe sich geblendet, um durch diesen gefährlichen Sinn nicht zerstreut zu werden, und wahrhaftig, wenn er's thun konnte, so that er nicht unrecht; ich gäbe manchmal was drum blind zu seyn.“³

Tat und Folge. Vorentscheidungen werden zu scheinbaren Evidenzen. Scheinevidenzen brechen nun weg und werden zur Krise. Die Krise ist ein Wendepunkt. Sie steht vor der Tat, in einer Leerstelle – zwischen zwei Wörtern, zwei Handlungen, zwei Berührungen: vor der Folge. Die Krise schmerzt und niemand kann ihr Auskommen bestimmen. Das Auskommen ist in der Krise aber bereits enthalten.

Die Krise ist das Luftanhalten, das kurze Zögern vor dem nächsten Schritt. Die Krise verlangt eine Entscheidung. Ich hebe mein Bein, halte es in der Luft, die ich einatme und anhalte, und

² „[...] an dem Tage, da ihr davon esst, werden eure Augen aufgehen, und ihr werdet sein wie Gott und wissen, was gut und böse ist.“, Die Bibel: 1. Mose 3,5.

³ Jaques Derrida: Aufzeichnungen eines Blinden, S. 142.

Was wir sehen, wenn wir sehen, ist, dass wir nicht sehen.

Uns ist unsere Haut verlustig gegangen in Ohnmacht,
unsere Erkenntnis ist unseren Augen ausgeliefert.

Sie macht uns blind in dieser Zeit.

Wenn sie vorbei ist -- entscheiden wir uns für unsere Hände, um zu sehen.

Literatur

Derrida, Jacques: Aufzeichnungen eines Blinden. Das Selbstporträt und andere Ruinen, hrsg. von Michael Wetzler. München 1997.

Die Bibel nach Martin Luthers Übersetzung. Stuttgart 2016.

Sarasin, Philipp / Sommer, Marianne (Hg.): Evolution. Ein interdisziplinäres Handbuch. Stuttgart 2010.

Freud, Sigmund: Das Unbehagen in der Kultur, hrsg. von Lothar Bayer und Kerstin Krone Bayer. Stuttgart 2010.

Focillon, Henri: Lob der Hand. Göttingen 2017.

Focillon, Henri: Das Leben der Formen. Göttingen 2019.

Koschorke, Albrecht: Die Heilige Familie und ihre Folgen. Frankfurt/Main 2000.

Serres, Michel: Die fünf Sinne. Eine Philosophie der Gemenge und Gemische. Frankfurt/Main 1993.

Martha Burkart studiert künstlerisches Lehramt an der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste Karlsruhe bei Prof. Kalin Lindena sowie Deutsch am Karlsruher Institut für Technologie.